

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 12

Artikel: Verlobung ja oder nein? : Ergebnisse unserer Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ERGEBNISSE UNSERER RUNDFRAGE

Noch selten war das Ergebnis einer Rundfrage so eindeutig wie diesmal. Fast alle der außerordentlich zahlreichen Einsender sind sich darin einig, daß die Verlobung in keiner Weise veraltet ist, daß sie aber nicht zu lange dauern sollte. Wir sind glücklich, uns dieser Ansicht anschließen zu können.

In den folgenden Antworten sind die Beiträge, die von Frauen stammen, mit «w» bezeichnet, die von Männern mit «m».

VERLOBEN HEISST FARBE BEKENNEN

Als kleines Mädchen hatte ich sechs Puppen, die ich alle leidenschaftlich liebte, und ich sagte allen, die es hören wollten, ich würde einmal sechs Kinder haben.

Heute bin ich glückliche Mutter von sechs Kindern; aber es hätte nicht viel gefehlt, so wäre mir diese Lebenserfüllung versagt geblieben, und ich wäre jetzt noch unverheiratet.

Daß mir dieses Schicksal erspart blieb, danke ich der Einrichtung der Verlobung.

Mit zwanzig Jahren faßte ich eine tiefe Zuneigung zu einem jungen Architekten. Es war eine echte, tiefe Liebe, und es war für uns selbstverständlich, daß wir uns fürs Leben verbinden wollten. Da stürzte mein Freund, der ein leidenschaftlicher Bergsteiger war, infolge des Versagens eines Kameraden bei einer Kletterpartie zu Tode. Ich war so erschüttert, daß ich mir vornahm, meinem Geliebten auch im Tode Treue zu halten und nie zu heiraten.

Aber die Zeit heilt alle Wunden. Es war dann eine lebenserfahrene Tante von mir, die zugleich meine Gottes ist, die mir klarmachte, daß ein solches Opfer gar nicht im Sinne des Verstorbenen gelegen hätte.

Immerhin ging es drei Jahre, bis ich wieder einen Mann liebte, einen jungen Assistenzarzt. Auch mit ihm verstand ich mich sehr gut, vor allem verband uns ein gemeinsames, großes Interesse für Musik. Sein Vater war gestorben; er lebte zusammen mit seiner ebenfalls

musikliebenden, hochkultivierten, alten Mutter. Diese verhielt sich zu mir recht liebenswürdig, aber ziemlich reserviert.

Da mein Freund sich zum Spezialarzt ausbildete und die Assistenten damals weniger verdienten als heute ein Dienstmädchen, war an eine Heirat vor vier Jahren nicht zu denken. Das machte mir aber keine Sorge, bis dann nach etwa zwei Jahren eines Tages meine Tante Gotte mich fragte, wieso wir uns eigentlich nicht öffentlich verlobten. Als ich ihr entgegnete, das sei doch nicht nötig, wir hätten unter uns abgemacht, sobald mein Freund genug verdiene, d. h. in etwa zwei Jahren, würden wir heiraten, antwortete sie in ihrer realistischen Art folgendes: «Das gefällt mir gar nicht. Wer zahlen will, unterschreibt einen Schuldschein, und wer heiraten will, verlobt sich. Du bist jetzt 25 Jahre alt, also in zwei Jahren 27. Wenn dann der junge Mann doch nicht Ernst macht, kann es dir passieren, daß du zwischen Tisch und Bänke fällst. Mach ihm den Vorschlag, diese Weihnachten Verlobungskarten zu versenden.»

Fast widerwillig versprach ich meiner Beraterin, dem Rat zu folgen. Als ich meinem Freund diesen Vorschlag machte, war er nicht gerade begeistert, erklärte sich aber dann einverstanden. Zwei Tage darauf erhielt ich einen Expreßbrief, worin er erklärte, er müsse sich von mir trennen. Seine Mutter habe eine Herzattacke erlitten, als er ihr die bevorstehende Verlobung mitgeteilt habe, und auch er sei durch diesen Zweifel an seiner Liebe sehr tief gekränkt worden. Es sei besser, wenn wir auseinandergingen.

Ich muß gestehen, dieser Verlust ging mir nicht so tief wie der erste. Es war nicht so sehr das Gefühl enttäuschter Liebe als verletzten Stolzes, das mich aufwühlte. Ich schämte mich eine Zeitlang, mich bei meinen Bekannten zu zeigen.

Aber auch diese Epoche ging vorüber, und nach zwei Jahren lernte ich meinen jetzigen Mann kennen. Er war sieben Jahre älter als ich, ein Witwer mit zwei kleinen Kindern. Wir heirateten an meinem 27. Geburtstag. Seither sind 15 Jahre verflossen, und ich weiß heute, daß ich keinen Mann hätte finden können, der mich glücklicher gemacht hätte.

Mein Mediziner-Bräutigam hat übrigens inzwischen Karriere gemacht. Er ist heute ein sehr gesuchter Augenarzt; aber er ist immer noch ledig. Kurz nach unserer Trennung be-

gann er ein Liebesverhältnis mit einem Mädchen, das er durch mich kennengelernt hatte. Die Beziehung schleppte sich sieben volle Jahre dahin. Als es seiner neuen Freundin klar wurde, daß es ihr weder mit Liebe noch mit Ausdauer gelingen werde, seine Bindung an seine Mutter zu überwinden und einen eigenen Hausstand zu gründen, erlitt sie einen Nervenzusammenbruch. Ihr Leben ist mehr oder weniger verpfuscht.

EINE VERLOBUNG HÄTTE MEIN LEBEN GEÄNDERT

«W»

Sie haben in Ihrer Zeitschrift immer wieder die Gesinnung vertreten, daß man die Marchsteine bestehen lassen soll und sich auch Zeit nehmen soll für sie.

Ich habe den großen, nie wieder gutzumachenden Fehler begangen, mir für den wichtigsten Schritt im Leben einer Frau, nämlich ihre Vermählung, keine Zeit zu nehmen. Ich spottete über Leute, wie beispielsweise die Freundin meiner Mutter, welche Anno dazumal (um 1900) acht Jahre geduldig auf ihren Zukünftigen gewartet hatte. Ich spottete über alles, was bedächtig und «altmodisch» langsam reifen sollte. Ich war für Tempo, für die «himmlisch jauchzende — zu Tode betrübte» Liebe.

Ich glaubte, mich über alle traditionell verankerten Sitten, wie Verlobung, Sich-kennen-Lernen usw., hinwegsetzen zu dürfen. Ich dachte: «Probiere gaat über Studiere», als mein Freund aus Übersee schrieb, ob ich ihn heiraten wolle. Ich telegraфиerte «Ja» und fuhr mit dem nächsten Schiff nach Südamerika. Meine Eltern kannten den jungen Mann von gelegentlichen oberflächlichen Besuchen her. Ich selber schätzte ihn als guten Kameraden und — ich liebte von jeher das Außergewöhnliche, das Abenteuer, das «Vivere pericolosamente»!

Dieses «Vivere pericolosamente» sollte mich teuer zu stehen kommen. Natürlich ist es rassisig, keinen Tag verlobt zu sein, natürlich entspricht es den Wünschen der überschäumen den Jugend, nicht «warten» zu müssen. Es ist phantastisch, eine halbe Weltreise mit Endstation «Vermählung» zu machen, und es ist sehr unterhaltend, von den Freundinnen beneidet und von den Erwachsenen als «tapfer» und «ungeöhnlich flott» gelobt zu werden.

Weniger wunderbar ist es dann, aus diesem Traum zu erwachen und im Laufe der ersten Tage und Wochen schon erkennen zu müssen, daß man da wohl einen sympathischen Menschen geheiratet hat, aber daß dieser Mensch einem völlig fremd ist in all seinen Charaktereigenschaften, seiner Lebensanschauung und Gesinnung.

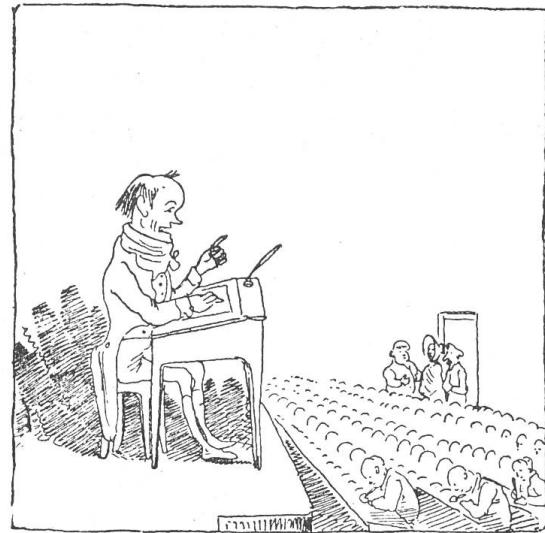
Dieses Mosaik eines mir völlig fremden Menschen Tag für Tag, aus Erkenntnis um Erkenntnis zusammensetzen zu müssen und mir schon sehr bald sagen zu müssen: «Wie konntest du nur?», das ist der Lohn für die Nichtachtung der altbewährten Sitte der Verlobung. Ich will einige Beispiele anführen:

Am dritten Tag unseres Beisammenseins fragte mein Mann nach meiner Mitgift. Es sei ihm peinlich, mich daran erinnern zu müssen, daß eine Frau aus rechter Familie eine Mitgift mitbringe. Es sei ihm peinlich, ich solle es bitte für ihn in Ordnung bringen. Ich selber hatte bei der Heirat nur an «Liebe» gedacht, hatte außerdem eine Aussteuer (vorläufig in Geld, weil wir im Ausland waren) von 12 000 Franken mitbekommen, eine Summe, die zu jener Zeit durchaus angemessen schien.

Außerdem hatte ich von meinem Vater die sehr teure Reise, verbunden mit allen kostspieligen Anschaffungen, die es braucht (Koffer, Tropenaustrüstung, Wäsche, Kleider, Frachtkosten usw.), ohne ein Wort geschenkt bekommen, auch hatte er mir mein Sparbuch und meine Papiere im Wert von zirka 29 000 Franken sowie ein ansehnliches Reisetaschengeld zur Verfügung gestellt. All dies und alle Liebe und Fürsorge, mit der meine keineswegs auf Rosen gebetteten Eltern für mich gespart hatten, erfüllte heiß mein Herz, und es war mir, es müßte zerspringen bei dem Gedanken, nun zu ihnen zu gehen: «Was ist das? Wo ist meine Mitgift?»

Ein anderesmal, an unserer ersten Weihnacht, die ich so behaglich als möglich gestaltete und die im Hinblick auf unser erstes Kindlein eine besondere Weihe erfuhr: Mit Wehmut, Heimweh und Freude und Tränen packte ich die liebevoll zusammengestellten, schön zur Zeit angekommenen Geschenke von zu Hause aus. Jedes Stück hatte eine Bedeutung, die selbstgemachten Gutsli, der Lieblingskakao, die Zürileckerli, die Orangenkonfi, das duftige Sommerkleid, das ich noch bei Grieder bewundert hatte vor vier Monaten!

Mein Mann öffnete unterdes das Kuvert, in



Kathederblüten

*Eine Auswahl von Einsendungen aus dem Leserkreis
Weitere Beiträge sind erwünscht*

Bei der Besprechung des «Don Carlos»:

Man konnte von der Königin nicht verlangen, daß sie plötzlich als umgekehrter Handschuh vor den Prinzen hintrat.

Aus der Anatomiestunde :

Das ungefähre Alter können wir ganz genau angeben.

Aus der Chemiestunde :

Der Nachweis geht auf die Umsetzung hervor.
Sie gleichen sich nicht unähnlich.

Die Nahrung der Würmer sind Löcher, die sie in den Boden fressen.

Da sehen Sie eine Lösung, die mehr Salpeter enthält, als sie enthalten kann.

Jetzt ist die Trübung klar.

Man kann eine Schrift auslöschen, indem man sie über Chlor gießt.

Das sollten Sie doch wissen, Sie Lateiner Sie, das stammt doch aus dem Griechischen.

In der Naturgeschichte wurden folgende Weisheiten erzählt:

Wenn ich jetzt da mit dem Hinterteil hineingehe, befindet ich mich in der Mantelhöhle.

Dieser Hund starb vor der Geburt.
Sonst war er normal.

Steinmann hat den Verdauungskanal auf Seite 187.

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Baseldeutsch

Im Inträsse der Effentligkait . . .

Im Inträsse der Effentligkait, vo heecherer Warten uus betrachtet . . . Solche Wendungen sind jedem Mundartfreund ein Greuel. Sie schleichen sich gerne in Referate, Vorträge und Reden ein, wenn der Sprecher der Volksstümlichkeit halber zwar die Mundart brauchen zu müssen glaubt, aber nicht genug Beweglichkeit besitzt, sich von einem schriftdeutschen Manuskript zu lösen.

Die Mundart kennt, von gewissen Ausnahmen abgesehen, keinen Genitiv (Wesfall) mehr, also müßte es richtiger heißen: *Im Inträsse vo der Effentligkait*.

Ferner sind Partizipialkonstruktionen unmundartlich; daher müßte es im zweiten Beispiel heißen: *Wemme (die Sach) vo heecherer Warten uus bschaut oder aaluegt* (das unmundartliche Wort *betrachte* haben wir gleich auch durch ein mundartliches ersetzt). — *Vo heecherer Warte* ist überdies ebenso falsch wie *us aigenem Boode*; im Dialekt muß man sagen: *Von ere heechere Warte* und *us em aigene Boode*. Zudem ist die *heecheri Warte* von Hause aus dem Dialekt fremd.

Was die beiden eingangs zitierten Wendungen indessen am stärksten in die Mundartferne rückt, ist die Häufung, ja überhaupt der Gebrauch von abstrakten Substantiven (Dingwörtern) wie *Inträsse*, *Effentligkait* oder *heecheri Warte*. Die Mundart drückt sich viel eher mit Verben (Tätigkeitswörtern) aus. — Die Korrektur müßte demnach vor allem in diese Richtung hin vorgenommen werden.

Im Inträsse der Effentligkait ließe sich etwa so übersetzen: *S isch fir d Lyt (Leute) wichtig, daß . . .*

Vo heecherer Warten uus betrachtet könnte zum Beispiel umgewandelt werden in: *Wemme (die Sach) von eme bitzeli wyter ewägg bschaut, dernoo . . .*

Zusammengestellt von Rudolf Suter

dem ihm mein Vater 200 Franken gesandt «für stille Wünsche» von uns beiden. Ich war starr ob solcher Großmut, wußte ich doch am besten, was es für meinen Vater hieß, als Pfarrer eine solche Summe für seine Tochter zu erübrigen. Mein Mann war aber absolut nicht gerührt, er zerbrach voller Wut ein Glas an der Wand und sagte: «Chasch das Trinkgeld grad selber bhalte!»

Ich war damals solche Nadelstiche bereits gewöhnt, d. h. gewöhnen kann man sich nie, es verhärtet sich nur zusehends das arme, zuckende Herz. Jahre später, als wir Weihnachten in der Schweiz im Hause meiner Schwiegereltern verlebten, geschah dasselbe, und ich hoffte, die Mutter meines Mannes würde mir nun tröstend beistehen. Nie werde ich vergessen, wie sie gelassen sagte: «Lueg, in euserer Familie isch es halt Bruuch, daß de Schwiegervatter (nur der des Mannes, wohlverstanden!) a der Wienecht e paar tuusig springe loot!»

Dazu kam noch die mangelnde Ehrfurcht, von Zuneigung nicht zu reden, den Eltern gegenüber. Die Schwiegereltern (immer nur die der Frau) wurden einmal jährlich besucht, geschlafen wurde nie in ihrem Hause (er soll zuerst das Geld geben), freundlich war man auch nicht. Um Rat wurde nie gefragt, wichtige Entscheidungen nie ihnen unterbreitet, sie kamen mir vor wie «Quantité négligeable». Was eine Frau unter solchen Umständen leidet, ist kaum zu sagen.

Dies erzähle ich heute nach 20 Jahren «Ehe» und als Mutter von drei Kindern.

Warum ich mich nicht scheiden ließ? Ich probierte es oft, ich glaubte oft, es nicht ertragen zu können, ein solch unnatürliches Leben an der Seite eines fremden Mannes.

Ich habe es aber dann schließlich doch vorgezogen, aus Ehrfurcht und Liebe zu meinen Eltern und ihrem guten Namen, auf die Scheidung zu verzichten. Ich habe es vorgezogen, meinen Kindern alle Tage meines Lebens das Beispiel einer wohl kühlen, aber «normalen» Ehe vorzutäuschen.

Denn es gibt eine Treue, vor Gott und den

Photo: A. Winkler

Altes Bern. Blick von der Spitze des Zeitglockenturmes

Menschen, eine Treue zur Familie, die über all unsren egoistischen Wünschen steht. Ich bin soweit gekommen, dies schwere Leben als Prüfung Gottes hinzunehmen.

Deshalb ein unbedingtes «Ja» zur Verlobungszeit, auch zu einer langen.

DIE VERLOBUNG VERWANDELTE MICH

«m»

Im Frühjahr 1937 entsprang ich voller großer Hoffnungen — die Segel von jugendlichem Idealismus und beruflicher Begeisterung geschwelt — dem Lehrerseminar.

Was aber folgte, war eine harte Prüfung: fünf Jahre Arbeitslosigkeit.

Wohltuend wirkten zwar die Stellvertretungen für erkrankte Kollegen und die vielen Monate militärische Ausbildung und später die Aktivdienstperioden. Hier wurden die aufgestauten Kräfte mindestens zeitweise gefesselt und in geordnete Bahnen gelenkt.

Aber die seelische Grundstimmung war doch immer deutlicher gekennzeichnet durch Hoffnungslosigkeit, Auflehnung gegen das Schicksal und zwar jugendliche, aber deswegen nicht minder schmerzhafte Anwandlungen von Verzweiflung. Unser Kanton verfügte in diesen Jahren über die unsinnige Anzahl von zweihundert bis dreihundert junger, einsatzfreudiger — aber stellenloser — Lehrkräfte. Es war vorauszusehen, daß das zusammen mit der laufenden Ausbildung für Jahre genügte.

Neben dem demütigenden Gefühl der finanziellen Abhängigkeit vom Vater und der quälenden Gewißheit, daß die menschliche Gesellschaft ganz gut ohne mich weiter bestehen könnte, machte mir besonders das Verhältnis zum andern Geschlecht zu schaffen.

Meine von dumpfen Minderwertigkeitszuständen bestimmte Geistesverfassung und mein angeschlagenes Selbstgefühl verhinderten immer gerade das, was ich mir als Höchstes seit dem Beginn der Reifejahre erträumt hatte: die Bindung an ein wertvolles Mädchen!

Photo: Fernand Raußer

Im Krankenzimmer

Was ersehnte ich mir? Briefe, Gedankenaustausch, Verehrung eines höhern weiblichen Wesens und ritterlicher Einsatz dafür. — Aber weil ich ja nichts war, wagte ich keine Gegenliebe zu erwarten.

Der Jüngling und junge Mann teilt scharf in zwei Sorten Mädchen ein: Die erste ist ihm unantastbar, zwingt ihm Achtung ab und wünscht er sich als Lebensgefährtin; die Ver-

||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||

*Heute kaum zu glauben,
aber ich habe es noch selbst erlebt*

E S F RÄ N K L I B L I I B T E S F RÄ N K L I

Es war vor 47 Jahren. Ich war damals ein zehnjähriges Mädchen, das von seinen Eltern ebenso streng wie einfach erzogen wurde. An einem schönen Sonntag konnte ich zufällig beim Kegelaufstellen aushelfen und bekam dafür einen Franken.

Es war eine sehr aufregende Sache, auszudenken, was ich alles für diesen großen Betrag kaufen könnte. Am besten schien mir der Jahrmarkt, und da kam Tante mit, der ich dann das Geheimnis anvertrauen konnte. Tante Elisabeth liebte zwar die Jahrmarktsatmosphäre gar nicht, tat mir aber trotzdem den Gefallen, dreimal über den ganzen Markt zu spazieren, bis ich für meinen Franken alles eingekauft hatte. Für sie und Onkel Hans mußte ich die Guetsli in einem Bäckerladen kaufen, was auch damals schon einige Rappen teurer war. Ich wußte, daß Tante nie etwas mit Wissen von einem Jahrmarktsstand gegessen hätte. Nun, ich erstand zwei Stück Patisserie für 15 Rappen für Onkel und Tante, für Vater einen Sack Datteln für 10 Rappen, für die Mutter zwei Orangen für 10 Rappen, für den Großvater eine große Schokolade für 10 Rappen, für die Großmutter türkischen Honig für 10 Rappen, für Ignaz, den Knecht, und für Frieda, das Mädchen, für je 10 Rappen ein Paket Magenbrot, für meine Schwester und mich je ein kleines Taschentüchlein mit dem Christkind und einem Christbaum und mit dem St. Niklaus und einem Christbaum. Die beiden Tüchlein bekam ich zusammen beim Billigen Jakob für 25 Rappen.

Ja, damals war ein Franken noch ein Franken.

R. H.

||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||||

treterinnen der zweiten interessieren ihn nur vorübergehend. Im Grunde verachtet er sie. Ich begann mich nun an die zweite Sorte zu halten. Dadurch stürzte ich mich in Verwicklungen, die meiner ohnehin schon verworrenen Seelenverfassung keinesfalls zuträglich waren. Es ging alles sehr weit — zu weit — und mußte zwangsläufig ein böses Ende nehmen.

Da geschah etwas.

Ich lernte meine Frau kennen. Nach dem ersten Bekanntwerden fühlte ich in mir wochenlang eine schwelende Erregung. Und endlich erwachten meine früheren Ideale zu neuem Leben. Als das junge Mädchen restlos in meine Irrungen eingeweiht war und völlig freiwillig tapfer mitzutragen begann, spürte ich: Wir sind verlobt!

Welch Glücksgefühl!

Wir hatten keine Aussicht auf eine baldige Heirat, keine Existenzgrundlage. Das Entscheidende aber war geschehen: Wir waren eine Schicksalsgemeinschaft!

Was innerlich Klärung gefunden hatte, drängte nach einiger Zeit zur Bestätigung vor aller Welt. Jener sonnige Tag, an dem ich mit meiner Braut die Goldreife kaufte, liegt zehn Jahre zurück. Er hat sich mir als einer der wichtigsten und glücklichsten Tage meines Lebens unauslöschlich eingeprägt. Wir wohnten weit voneinander entfernt. Wir schrieben uns wöchentlich zwei Briefe. Jedes Wiedersehen nach mehreren Wochen im elterlichen Hause wurde zum Fest. Für beide Teile wurde die Brautzeit eine Quelle der gegenseitigen Erkenntnis und *sittlichen Kraft*. Bald gestalteten sich die äußern Verhältnisse derart, daß wir nach einem Jahr Verlobungszeit heiraten konnten.

Ich bin überzeugt, daß die Verlobung als das Bekenntnis der Schicksalsgemeinschaft — besonders für Junge, die sich den Weg zum Lebensbund durch Hindernisse hindurch erkämpfen müssen — nicht wegzudenken ist.

ENTLOBEN IST BESSER ALS SCHEIDEN

«W»

Ich bin sehr dafür, daß sich die jungen Leute verloben. Während der Verlobungszeit lernt man sich kennen, immer mehr gibt sich jedes so, wie es wirklich ist. Auch lernt man die Familie und Verwandtschaft des andern ken-

nen. Nur eines dünkt mich unendlich wichtig, daß man auch den Mut hat, sich zu entloben, wenn man spürt, daß es nötig ist. Ich habe es bitter bereut, daß ich den Mut nicht fand, die Verlobung aufzulösen, obwohl ich wußte, daß ich es tun sollte.

Ich wohnte damals bei meinen Eltern in einem Bauerndorf. Mein Vater besaß eine kleinere Fabrik und war Präsident der Sekundarschulpflege. Deshalb kam recht häufig der junge Lehrer Dr. X bei uns vorbei. Ich ritt fürs Leben gern, und da auch Ernst für diesen Sport begeistert war, ritten wir oft miteinander aus. Mein Vater lieh ihm gerne sein Pferd. Wir verliebten uns, verlobten uns heimlich und recht bald auch offiziell.

Und erst dann lernte ich Ernst wirklich kennen! Wie konnte er beim Ausreiten unser Pferd schlagen, wenn es nicht sofort gehorchen wollte! Wie konnte er ohne Grund seine Mutter anbrüllen! Als ich einmal zu ihm sagte: «Sei doch bitte mit deiner Mutter etwas netter!», lachte er mich aus: «Die merkt das nööd, sie isch sich das gwönt!»

Er besaß ein eigenes Auto und fuhr immer sehr schnell. Für ihn waren die Fußgänger alles «Löli». Jedesmal gab es mir einen furchtbaren Stich, wenn er bei einer alten Frau vorbeisauste und sie wenn möglich noch als «Huhn» bezeichnete. All diese Sachen sah ich erst, als wir verlobt waren.

Wer in einem Dörfchen aufgewachsen ist, weiß, daß das Dorf alles hört, sieht, weiß und beurteilt. Aus diesem Grund schämte ich mich, die Verlobung aufzulösen. Was würden die Leute sagen, wenn sich die einzige Tochter des «Fabrikanten» entloben würde! Gegen außen war ja mein Bräutigam ein freundlicher, galanter Mann, den alle bewunderten. Wir heirateten — und waren ein Jahr darauf geschieden!

EINE LANGE VERLOBUNGSZEIT IST UNGESUND

«W»

Wir sind sechs Geschwister. Die Jüngste ist noch ledig. Alle andern haben sich verlobt und nach mehr oder weniger langer Zeit geheiratet. Alle Verlobungen waren Familienfeste mit Musik, Liedern, Verschen und Produktionen. Am Ende hieß es jeweilen: «Wartet dann nicht zu lange mit Heiraten, damit wir bald wieder ein schönes Fest haben.» Nach der Verlobung

folgte die Brautzeit, in der man sich hütete, allzuviel Stoff für Schnitzelbank, Kasperltheater, Tänze und Sprüche zu liefern.

Eine meiner Schwestern war sieben Jahre lang verlobt. Die Länge dieser Zeitspanne war von zermürbender, verheerender Wirkung. Der Bräutigam war nicht fertig mit der Ausbildung. Die Brautleute litten unsäglich. Das eine drängte, das andere hielt zurück. Meine Schwester hatte sich in der Brautzeit, in der der Bräutigam jeden freien Tag bei uns verbrachte, noch stärker an unsere Familie angeschlossen. Das Nebeneinander der beiden wichtigen Bindungen, dazu die Ausübung eines Berufes, der ihr volle Befriedigung gab, war zuviel. Es gab eine Hochzeit mit Tränen, die lange Schatten auf die ersten Jahre der Ehe warf.

Wir haben uns verlobt, nachdem wir uns sechs Jahre lang kannten. Es begann kurz vor meiner Konfirmation. Mein Mann war damals 17jähriger Mittelschüler. Wir sahen uns täglich mehrmals, obschon wir nicht die gleiche Schule besuchten. Die Umwelt war uns gleich, auch wenn sie Böses prophezeite.

Es folgten die unabsehbaren Jahre des Arztdstudiums für meinen Mann. Ich war inzwischen als Lehrerin ausgeschlüpft, wie alle meine Schwestern, und gab Schule, jedoch nicht mit vollem Einsatz. Zur Verlobung haben wir uns ziemlich plötzlich entschlossen. Warum, das wußten nur meine Eltern.

Wir waren in die große Stadt zu einem Weihnachtskonzert gefahren und hatten auf der Heimfahrt beim Umsteigen den letzten Zug

verpaßt. Es wohnten keine Bekannten in jener Stadt. Zum Heimgehen war es zu kalt und vier Stunden weit. Der befragte Taxichauffeur sagte, es koste 50 Franken, heimzufahren. Es war nach Mitternacht.

Unglücklicherweise bekamen wir nur noch ein Doppelzimmer. Frierend vor Angst und solcher wenn schon erträumter Situation in der Wirklichkeit absolut nicht gewachsen, lag ich in meinem Bett. Ich heulte in die Kissen, bis ich aufstehen konnte, um auf den ersten Zug zu gehen.

In seinem Bett lag mein zukünftiger Mann, heiß und in banger Erwartung. Er war viel einfacher und natürlicher eingestellt, sah er doch in mir seit jeher die Frau und Mutter seiner Kinder. Trotzdem hat er meine Einstellung respektiert und entschuldigte sich bei meinen Eltern, als er mich heim zum Morgenessen brachte.

Ich erzählte die peinliche Begebenheit frei-mütig und beteuerte, daß nichts passiert sei. Was wir von den Eltern zu hören bekamen, war alles andere als mildes Verständnis. Es war gerechter Zorn. Die Ehre eines Mädchens sei 50 Franken oder vier Stunden Nachtmarsch wert. Dabei hätte uns die Kälte nur gut getan. Wir schluckten schuldbewußt. Als sich alle abgeregt hatten, versprach man sich Stillschweigen und legte die Verlobung auf den nahen Geburtstag meines Mannes fest.

Wie sollte das werden? Eine lange Verlobungszeit ist ungesund. Ein Student kann doch nicht heiraten, dazu eine Braut, die keinen goldenen Hintergrund und wenig Erspartes hat.

Schweizerische Anekdoten

Um die Jahrhundertwende war der Topograph Xaver Imfeld, Zürich, ein bekannter und um seines Witzes willen beliebter Mann. In einer lauen Sommernacht erreichte er mit seinem Bergführer das schlafende Städtchen Brig und läutete am Hotel Poste et Couronne, um, wie gewohnt, Zimmer zum Übernachten zu verlangen. Aber es war Hochsaison, und der Nachtportier bedauerte, daß alles besetzt sei. Da ließ sich Imfeld zwei Flaschen Fendant herausreichen und übernachtete nach diesem Schlummertrunk mit seinem Führer auf den roten Plüschsofas im Hotelomnibus, der auf der Straße stand.

Andern Tags, als die ehrsame Bürgerschaft von Brig zur Sonntagsmesse zog, schnarchten zwei Sorglose im Omnibus, und auf dem Trittbrett standen, vorsorglich zum Putzen hingestellt, ihre Bergschuhe.

Mitgeteilt von R. T.



Wir verlobten uns doch. Es wurde ein fröhliches, schönes Fest mit vielen Gästen und einem üppigen Nachtessen. Man wollte ein großes Fest machen, weil es über fünf Jahre Verlobungszeit strahlen sollte. Mein Bräutigam erklärte mir aber von Anfang an, daß er das nicht aushalten würde.

Wir hielten es auch nicht aus. Vorläufig war mein Gewissen beruhigt. Jene Nacht war auch nach außen irgendwie gerechtfertigt, unsere Liebe geschützt durch diesen Bund. Aber wie alles wächst und zu einem Ziel strebt, so erging es auch unserer Liebe. Wie viele Blicke hatten wir schon getauscht, wie oft uns in der Musik gefunden, wie oft gewandert, geschwommen, geküßt. Heiß verlangten wir, einander zu gehören. Wir schämten uns, künstliche Mittel zu gebrauchen, um heimlich zu genießen, was Religion und Sitte uns verboten.

Als die Spannung zu groß wurde, erklärten wir, daß wir heiraten wollten. Nun kam es zum Kampf gegen die Tradition, daß ein Student keine Familie haben soll. Mit Hilfe meiner Eltern widerstanden wir den Vorwürfen: «Keine Existenz, ohne Beruf und Stellung, wie unvernünftig, so zu heiraten.» Meine liebste Freundin kam am Hochzeitsmorgen mit ihrem Schatz: «Unsere Eltern schicken uns, wir sollen uns euer schlechtes Beispiel ansehen.» Auch er war Mediziner und 24 Jahre alt wie mein Mann. Wie oft mußte ich seither an diesen Begleitspruch auf dem Weg zur Kirche denken, seit meine Freundin mit ihrem Freund in Not und Streit geraten ist und andere Freunde fand, doch keinen Mann.

Natürlich sagte man im Städtchen, daß wir heiraten mußten, sagte man es doch fast bei allen jungen Pärchen. Ja, wir mußten. Trotz allen Warnungen wußten wir, daß es besser war, als sich innerlich zu verkrampfen und zu warten. Im Städtchen zählte manch schlauer Rechner noch einmal nach, als nach anderthalb Jahren unser ersehntes Maiteli zur Welt kam. Den Buben bekamen wir aufs Staatsexamen, und das Kleinste ist jetzt vier Wochen alt. Manche Sorge liegt hinter uns, noch mehr werden kommen; aber seit wir uns kennen, es sind jetzt volle elf Jahre, wurde unser Glück immer tiefer.

Allen Voraussagen zum Trotz erledigte mein Mann sein Studium und die Dissertation in einem Minimum von Zeit. Jetzt hat er sein Auskommen als Assistent, das natürlich restlos draufgeht für den Unterhalt der Familie.

Ich muß zugeben, daß es ohne die Barschaft, die der verstorbene Schwiegervater meinem Mann hinterlassen hat, nicht möglich gewesen wäre, durchzukommen, ohne daß ich verdient hätte.

Die Moral unserer Geschichte ist sicher unmodern; aber ich glaube, daß zwei gesunde Menschen, die sich lieb haben und heiraten wollen, keine jahrelange Verlobungszeit ertragen, ohne Schaden zu leiden. Entweder leiden sie, weil sie sich entgegen der Natur körperliche Gemeinschaft versagen, oder sie gehören einander an wie Mann und Frau, leiden aber unter der Angst vor Folgen oder unter dem Druck des Geheimnisses. Aus solchen Mißverhältnissen entstehen Spannungen, die zur Entfremdung führen können. Deshalb wäre wohl in den meisten Fällen ein Jahr Verlobungszeit angemessen und auszuhalten. Nachher, zu zweien, läßt sich manche Lage besser meistern und manche Last leichter tragen, als es vorher scheint.

TREUE OHNE RING AM FINGER

«W»

Peter und ich waren schon seit Jahren gute und treue Freunde gewesen, als er mir eines Tages seinen unabänderlichen Entschluß mitteilte, für volle drei Jahre nach Übersee zu reisen, um dort eine Stelle anzutreten. Wie ein Kartenhaus brachen damals in mir Illusionen einer paradiesisch schön ausgemalten gemeinsamen Zukunft zusammen . . .

Auch Peter und ich haben vor seiner Abreise lange überlegt, ob wir uns wohl besser noch vorher verloben sollten. Sosehr ich vorerst eine solche Verbindung begrüßt hatte, sah ich glücklicherweise doch noch rechtzeitig ein, daß eigentlich eine Verlobung unter solchen Umständen wirklich nur eine unbedeutende Geste gegenüber uns selbst und andern Leuten sein konnte. Wir waren uns gemeinsam darüber einig, daß diese reine Äußerlichkeit des Verlobtseins wirklich nicht den Ausschlag dafür geben konnte, ob wir uns nach Ablauf dieser bestimmt langen Trennungsjahre noch lieben würden. Viel wichtiger erschien es uns, einander festes und absolutes Vertrauen zu schenken, und wir waren beide von der inneren Überzeugung beseelt, uns später wieder zu finden.

Mit einer unglaublichen Initiative und einem anscheinend unaufhaltsamen Tatendrang zog

dann Peter in die fremde Welt hinaus. Oft war ich darüber eigentlich sehr traurig, fand ich doch, daß er den Abschied und das Getrenntsein vor lauter Neuem-Sehen und -Erleben gar nicht mehr richtig realisieren konnte. Seine häufig eintreffenden Briefe belehrten mich jedoch eines andern. Immer wieder war aus seinen Mitteilungen ein großes Bedauern darüber spürbar, daß diese Reise und die ganze fremde Welt zu zweit noch viel schöner hätte sein können. Sein Empfinden beglückte mich zutiefst und bedrückte mich anderseits ebensosehr. Fleißig und pünktlich schrieben wir einander Briefe über das weite Meer und waren beide sehr oft traurig, einander nur ungesehen lieben zu dürfen.

Wir gaben uns beide viel Mühe — die Zeit war unendlich lang. Nie aber bedauerten wir ernstlich, daß kein goldenes Ringlein am Finger prangte; wir waren vielmehr beide stolz darauf, uns auch ohne diese Äußerlichkeit — die ja doch nur für andere Augen bestimmt ist — nach wie vor treu zu sein. Oft stand in unsren Briefen die bange Frage geschrieben, ob wir uns wohl nach Ablauf dieser langen Zeit noch gleich gut verstehen würden. Was aber hätte auch schon eine vor drei Jahren stattgefundene Verlobung vermocht, eine solche unvermeidliche Tatsache zu ändern?

Unendlich lange schien es uns, bis der Tag des Wiedersehens kam und ich ihn in meinem schönsten und besten Kleide auf dem Flugplatz abholen durfte. Wir waren beide etwas gehemmt, stellten gegenseitig fest, daß wir uns äußerlich etwas verändert hatten, und waren glücklich und dankbar zugleich, daß die lange Zeit gut vorübergegangen, wir uns treu geblieben waren und einander nach wie vor gut zu verstehen schienen.

Heute sind wir glücklich verheiratet. Wir sind beide davon überzeugt, daß es überflüssig ist, sich während einer längern Zeit des Getrenntseins zu verloben; denn die innere Überzeugung jedes Einzelnen ist wichtiger und zählt viel mehr, ob sich zwei Menschen im Leben wieder finden sollen oder nicht — als nur ein goldenes Ringlein am Finger!

DIE VERLOBUNG LEHRTE UNS SPAREN

«m»

Um es vorwegzunehmen: Wir leben seit sechs Jahren in glücklicher Ehe und glauben, es in

Sachen Verlobung und Heirat richtig gemacht zu haben.

Als wir uns kennenlernten, war meine Frau eine 23jährige Verkäuferin mit kleinem Vermögen und ich ein zwei Jahre älterer kaufmännischer Angestellter, der sich nach langem Aktivdienst zuerst wieder wirtschaftlich erholen mußte. Wir verstanden uns schnell sehr gut und sprachen schon nach wenigen Wochen ernsthaft von unserer Zukunft. Ein halbes Jahr nach dem ersten Rendezvous kam es zur Verlobung, und genau neun Monate später bezogen wir frisch verheiratet eine nette, kleine Wohnung.

Unser Kalender hatte ein System. Daß wir keine zwei Jahre ledig sein wollten, wußten wir bald. Aber ohne eine gesicherte Existenz und genügend Geld, um die Aussteuer mit allem Drum und Dran bar zu bezahlen, wollten wir den Schritt nicht wagen. Und da kam uns die Verlobung als Stimulus gelegen. Denn man weiß nach der Verlobung viel besser, daß man endgültig zusammengehört, und daß es sich jetzt lohnt, richtig aufs Ganze zu gehen. Wir in unserm Falle setzten uns in den Kopf, innert zehn Monaten zu heiraten und sparen wie die Wilden. Ich suchte mir eine bessere Stelle und obendrein, was fast schwieriger war, eine nette, kleine Wohnung. Daß wir neun Monate später heiraten konnten, wissen Sie bereits. Und da wir zwei junge Ehepaare kennen, die ähnliches erzählen, sehen wir heute noch im Verlobungsfest einen guten Start zur Ehe.

DIE VERLOBUNG, WELCHE DIE LIEBE ERSTICKTE

«m»

Ich war zwanzigjährig und im ersten Semester, als ich an einer Veranstaltung der Jungen Kirche ein junges Mädchen kennenlernte, das die Verkörperung aller meiner Träume darstellte. Sie war sehr hübsch und doch sehr gescheit, sehr lebenslustig und doch voll tiefer Religiosität. Es war wirklich die große Liebe. Wir waren sicher, daß wir füreinander bestimmt waren. Am liebsten hätten wir sofort geheiratet; aber sowohl ihre wie meine Eltern waren Gegner von Studentenehen, und beide hätten, obschon sie in sehr guten Verhältnissen lebten, uns niemals das nötige Kapital zur Verfügung gestellt. Also hieß es mindestens fünf Jahre warten.

Der Vater meiner Braut war ein außerordent-

lich konservativer Fabrikant, und auf seinen Wunsch verlobten wir uns öffentlich nach einem halben Jahr. Heute weiß ich, daß das ein großer Fehler war. Die Verlobungszeit ist eine schöne Zeit, aber nur, wenn sie nicht allzulange dauert. Immer mehr empfand ich sie als Zwangsjacke. Wenn meine Kollegen von ihren Eroberungen erzählten, hörte ich mit sauersüßem Lächeln zu. Ich bin durchaus kein Don Juan, sondern von Natur aus ein treuer Mensch; aber der Gedanke, daß ich nun verpflichtet war, mich mit keinem andern Mädchen mehr einzulassen, wurde mir unerträglich. Und ich glaube, meiner Braut ging es ähnlich. Nie mehr konnte sie allein einen Ball besuchen; immer wurde auch ich eingeladen,

wobei dann die andern jungen Männer sich natürlich um sie nicht kümmerten. Unsere schöne, zarte, poetische Liebesbeziehung bekam durch die Verlobung etwas Prosaisches. Wir waren kein Liebespaar mehr, sondern Verlobte. Wir hatten alle Pflichten eines Ehepaars ohne dessen Rechte.

So entstand allmählich eine gereizte Stimmung zwischen uns. Infolge des Militärdienstes zog sich meine Abschlußprüfung etwas hinaus. Meine Braut und ich beschlossen dann, die Feier für das Doktorexamen am gleichen Ort zu feiern, wo wir uns kennengelernt hatten. Es war ein wunderschöner Herbsttag. Jetzt war die Wartezeit endlich vorbei. Ein Verwandter meines Vaters hatte mir eine gute Stelle als

DER S C H E I N T R Ü G T



Photo: Paul Senn

In einer stillen Dorfwirtschaft im Emmental sitzt ein einsamer Mann. Die Zeitung vermag ihn nicht mehr zu fesseln. Die «letzte Hoffnung» steht vor ihm auf dem Tisch: ein Glas Schnaps. *Nein, der Mann ist durchaus kein Opfer*

des Alkoholismus. Er hat den Schnaps nicht bestellt, um das Elend der Welt zu vergessen, sondern weil er an einem himmeltraurigen Zahnweh leidet und der nächste Zahnarzt weit entfernt ist.

Direktionssekretär in einem Industrieunternehmen vermittelte; jetzt konnten wir heiraten. Und nun geschah das Unbegreifliche. An dieser Feier bekamen wir einen solch intensiven Streit, daß mir meine Braut schließlich zurief: «Es ist besser, wir trennen uns!», worauf ich antwortete: «Ich finde das auch.»

Erschüttert über das Vorgefallene fuhren wir nach Hause. Am andern Tag beschlossen wir beide, das Gesagte zurückzunehmen. Aber es ging nicht. Der zersprungene Kristall ließ sich nicht mehr zusammenleimen.

Wir trennten und versöhnten uns noch ein paarmal, um dann schließlich endgültig auseinanderzugehen.

Meine ehemalige Braut ist heute verheiratet, ob glücklich, weiß ich nicht. Ich selbst bin noch ledig.

Ich bin überzeugt, wir hätten sehr gut zueinander gepaßt, und ich bin auch überzeugt, daß wir beide fünf Jahre aufeinander gewartet hätten, wenn dieses Warten in Freiheit hätte geschehen können. Diese unsinnig lange Verlobungszeit hat unsere Beziehungen zerfressen.

DIE EWIG VERSCHOBENE VERLOBUNG «W»

Es war im Sommer 1944. Ich war 19 Jahre alt und wohnte zu Hause bei meinen Eltern auf einem größeren Bauernhof am Zürichsee. Es war eine strenge Zeit, meine beiden Brüder waren viel im Militärdienst. Eines Tages sagte mein Vater: «Mach die hintere Kammer bereit, wir bekommen heute abend Einquartermung!»

Ich war entsetzlich wütend, daß uns der Vater noch weitere Arbeit aufbürden wollte. Er war halt Gemeindepräsident und Sektionschef und mußte deshalb mit dem guten Beispiel vorangehen. Ich mag mich noch sehr gut erinnern, wie ich in jener Nacht schwere Schuhe die Kammtreppen heraufkommen hörte! Es waren zwei junge Leutnants, die uns zugeteilt wurden, und einer davon war Werner. Er war groß, hübsch und konnte so verträumt dreinschauen.

Die beiden Offiziere mußten sich bei uns in der Küche waschen. Ich richtete es immer so ein, daß ich dann dort etwas zu hantieren hatte.

Werner gefiel mir sehr gut, und ich schien ihm auch zu gefallen, denn in jeder freien Minute half er uns auf dem Betrieb. Bald

verliebten wir uns. Werner war 26 Jahre alt und studierte Maschineningenieur. Er wohnte in Zürich bei seiner Mutter.

Als seine Einheit in eine andere Gegend versetzt wurde, schrieben wir uns jeden Tag. Bald wurde ich auch an einem Sonntag zu seiner Mutter eingeladen. Oft kam seine Mutter zu uns nach Hause. Meine Eltern waren von Werner begeistert, und Werners Mutter verwöhnte mich, wo sie konnte. Alles schien wunderbar zu klappen.

Als wir uns ein Jahr kannten, feierten wir dieses Jubiläum und machten eine Tour auf den Rigi. An einem netten Plätzchen rasteten wir, und ich sagte zu Werner: «Ich freue mich sehr, bis wir uns verloben! Wann werden wir dieses Fest feiern?»

Er erwiderete: «Davon reden wir noch nicht, zuerst muß ich ausstudiert haben.»

Er küßte mich und sagte: «Die Hauptsache ist, daß wir uns sehr lieb haben.»

In jener Nacht weinte ich im verstohlenen noch lange; ich spürte, etwas war nicht ganz in Ordnung — doch ich sagte lange nichts mehr von der Verlobung.

Zwei weitere Jahre vergingen. Werner war ausgestudiert. Wir feierten das Diplom. Ich hoffte den ganzen Tag, daß er etwas von der Verlobung sagen würde. Leider vergebens.

Eine Woche darauf sahen wir uns wieder. Ich fragte ihn ein zweitesmal, ob wir nun bald das Verlobungsfest feiern werden, da er nun ja ausgestudiert sei. Und wiederum küßte er mich und sagte: «Die Hauptsache ist, daß wir uns lieben — wenn ich eine gute Stelle gefunden habe, werden wir uns verloben.»

Einen Monat darauf fand er eine Stelle; aber sie war nicht so gut, wie sie sich Werner wünschte. Wir hätten aber mit seinem Verdienst gut heiraten können. Kurzum, er wollte die Verlobung wiederum verschieben.

Da hielt ich es nicht mehr aus. Warum wollte Werner nicht zu mir stehen? Ich wußte und spürte, jetzt gibt es nur noch ein Entweder-Oder. Ich hoffte inbrünstig in jener Nacht, bevor ich ihn traf, daß er zur Verlobung ja und zur Trennung nein sagen würde. Doch

Photo: Dora Schöni

Das menschliche Profil
(Alte Bergtanne am Wege auf
das Niederhorn im Simmental)

er konnte sich nicht entschließen. Wir trennten uns. Es war schrecklich.

Heute bin ich glücklich verheiratet und habe zwei nette Buben. Von Werner weiß ich zufällig, daß er noch ledig ist, ich glaube nicht, daß er heiraten wird.

Ich möchte allen Mädchen anraten, sich zu verloben, auch wenn die Verlobungszeit — wie dies bei meinem Mann und mir der Fall war — bis zwei Jahre dauern sollte. Die Verlobung ist ein Beweis, daß man zum andern steht, und zwar vor aller Öffentlichkeit. Es braucht nicht nur Liebe, sondern auch Mut, diesen entscheidenden Schritt zu tun.

DER VORHOF DES TEMPELS «m»

Nach meiner Erfahrung kann man die Verlobungszeit nicht hoch genug einschätzen. Sie ist vor allem dazu da, daß man Einblick in die neue Lage nimmt, sich selber besser kennen lernt, seine Einstellung zum Partner, dessen Charakter, sein familiäres und soziales Milieu. Wenn man sie richtig ausnützt, kann es nicht mehr so leicht vorkommen, daß man sich in der ersten Zeit der Ehe an den Kopf greift: Ja, hätte ich das vorher gewußt ...

Bei mir selber war es etwas anders: Ich fühlte mich von Anfang an stark zu meiner jetzigen Frau hingezogen, ohne aber je einmal den blindmachenden Taumel des Verliebtseins zu erleben. Die nahezu zwei Jahre, da wir den Verlobungsring trugen, ließen mich klar erkennen, daß meine Wahl die richtige sei, auch noch, als allerlei Umstände auftauchten, die das erste ideale Bild etwas veränderten. Ich konnte meine Verlobte im elterlichen Haushalt beobachten, lernte meine Schwiegereltern kennen, sah, wie sich meine eigenen Eltern zur werdenden Schwiegertochter stellten und noch manche Einzelheiten, die für mich wichtig zu erfahren waren. Gleicherweise erging es meiner Braut.

Oft haben wir zusammen über den Ehestand gesprochen, uns Einblick in unser Leben gewährt, unsere Ansichten über niedere und

höchste Fragen ausgetauscht. Wir besuchten gemeinsam einen Kurs für Brautleute der Landeskirche, wir lernten einander nicht nur in festlichen Momenten, sondern auch im Alltag, an der Arbeit kennen.

Und als dann am Hochzeitstag die entscheidende Frage gestellt wurde, konnten wir mit Festigkeit und Sicherheit das Ja sagen.

Man muß erwägen, um was für eine lebenswichtige Entscheidung es an diesem Tage geht, um einzusehen, daß nur eine gewissenhafte, ehrliche Vorbereitungs- und Sichtungszeit das notwendige Maß von Klarheit geben kann. Auch dann noch ist die Ehe Abenteuer und Wagnis genug.

Am Einwand, daß diese Zeit auch weniger feierlich zugebracht werden könne, mag Wahres sein. Aber für mich war z. B. gerade das Tragen des Ringes eine tägliche Mahnung, daß eine entscheidende Änderung vor sich gehe, das Eintreten eines andern Menschen in mein Leben.

Man steht gewissermaßen im Vorhof des Tempels und vermag durch die Vorhänge einiges von dem zu sehen, was im Innersten vor sich geht, ohne schon direkt daran beteiligt zu sein. Noch stehen die Wege nach vorwärts und zurück offen; wenig später ist der Standort ein endgültiger.

Gibt es ein zeitliches Optimum? Nach meiner Erfahrung würde ich 1—2 Jahre nennen, aber müßte gleich beifügen, daß dies für jedes Paar wieder anders ist. Hier entscheiden vor allem innere, individuelle Faktoren. Im allgemeinen sollte man den Hochzeitstag nicht allzu lange hinausschieben, außer in Fällen, wo dies wirklich durch äußere Umstände diktiert wird. Aber viel öfter, als man meint, lassen sich solche Hinderungsgründe überwinden. Ich selber verzichtete auf mir teure Auslandspläne und habe es nie bereut. Zwei meiner Freunde heirateten trotz magerer Finanzen schon während des Studiums, hatten beim Schlußexamen bereits ein Kind und waren glücklich dabei.

Ich möchte alle Brautpaare auffordern, ihre Verlobungszeit ernst zu nehmen. Gewiß, es ist eine frohe, glückliche und noch weitgehend unbeschwerde Zeit, aber trotzdem eine der wichtigsten in unserm Leben. Ich habe das erst so recht innerhalb der Ehe erlebt: Man ist ihren Anforderungen und Anfechtungen viel besser gewappnet, wenn man vorbereitet in sie eintritt und nicht blindlings auf gut Glück.

Photo: Jakob Tuggener

Die Seemühle